Nr. 210. 41. Jahrgang. Abend-Ausgabe. Donnerstag, 25. April 1912

Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.

Chef-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin.
Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Kriegsminister und Zentrum.

Der Kriegsminister v. Heeringen hat gestern im Reichstag einen Sturm der Entrüstung mit seiner Bemerkung entfesselt, daß ein Mann, der aus religiösen Gründen ein Duell ablehnt, nicht in die Gesellschaftskreise des Offizierkorps hineingehöre. Und zweifellos, diese Erklärung war sehr unvorsichtig. Ein Kriegsminister darf bei uns so denken, ja er muß so denken, wenn er die Erwartungen realisieren will, die bei seiner Berufung auf ihn gesetzt wurden, aber er braucht es nicht gerade so grob heraus zu sagen. Schon bei früheren Gelegenheiten hat sich ja gezeigt, daß Herr v. Heeringen die biderbe Natur eines alten Haudegens etwas zu offen zur Schau trägt. Man erinnert sich, daß er am 27. Februar vorigen Jahres bei der Militärdebatte im Reichstag den hermetischen Abschluß des Offizierkorps gegen die Aufnahme jüdischer Offiziere sehr unglücklich rechtfertigte. Damals berief er sich auf die „antisemitischen Regungen", die auch hier und da in der Armee vorhanden seien, bewußt oder unbewußt. Ja, er mißbrauchte sogar den Ausdruck „Volksheer", indem er erklärte: „In einem Volksheer müssen doch Bestrebungen abfärben, die im Volke vorhanden sind." Gestern hat Herr v. Heeringen umgekehrt die besondere Moral der „Gesellschaftskreise des Offizierkorps" betont. Man sieht, es geht mal so und mal anders; „wie's trefft". Aber soviel ist allerdings zugeben, daß Herr v. Heeringen in beiden Fällen aus der Psychologie des preußischen Offizierkorps heraus gesprochen hat, nur mit etwas größerer Offenheit, als man es sonst von einem Kriegsminister gewöhnt war.

Der Vorgänger des jetzigen Kriegsministers, Herr v. Einem, mußte sich aus solchen und ähnlichen peinlichen Situationen oft geschickter herauszuwinden. Möglicherweise darf man aus der gestrigen wie aus früheren Offenherzigkeiten des Ministers v. Heeringen den Schluß ziehen, daß er nur durch ein Versehen an einen Platz gerückt worden ist, dessen eigenartigen Schwierigkeiten er sich nicht gewachsen zeigt. Es ist auch durchaus begreiflich, daß Zentrum und Linke im Reichstag überschäumen, wenn ihnen ins Gesicht gesagt wird, daß die „Gesellschaftskreise des Offizierkorps" einen Gegner des Duells als Fremdkörper empfinden und bei der ersten besten Gelegenheit abstoßen. Tritt doch durch eine solche Bemerkung, die Herr v. Heeringen offenbar gar nicht als bewußte Kränkung der überwiegenden Mehrheit des Reichstags empfunden hat, mit aller Deutlichkeit hervor, daß das preußische Offizierkorps mit seiner gesellschaftlichen Moral selbst sich von der Volksgesamtheit absondert.

Aber man soll sich auch nicht täuschen; diese Differenz ist doch nicht erst seit gestern deutlich geworden. Wenn Herr v. Heeringen das Duell im Offizierkorps nicht bloß verteidigt, sondern sogar als das eigentliche Schiboleth des preußischen Offizierkorps hinstellt, so stellt er sich in Gegensatz zu göttlichen und menschlichen Gesetzen. Er widerspricht auch dem Sinn und Zweck der Armee, sofern sie wirklich ein „Volksheer" sein soll. Nur ist die Bemerkung des Kriegsministers keineswegs etwas Neues oder Unerhörtes. Er hat höchstens einen Gegensatz mehr zu den zahlreichen anderen Gegensätzen hinzugefügt, die zwischen der Auffassung des Offizierkorps und des deutschen Volkes klaffen. Das ganze System, von dem Herr v. Heeringen ein Teil ist, setzt sich ja aus unvereinbaren Widersprüchen zusammen. Auf einen Widerspruch mehr oder weniger kommt es nicht so sehr an, als darauf das Offizierkorps, das heute ein Staat im Staate ist, zu dem dienenden Glied zu machen, das es im Rahmen eines Volksheeres sein sollte.

Will das Zentrum in dieser Richtung mitwirken, so werden wir uns seiner Unterstützung aufrichtig freuen. Vorläufig indessen sieht es noch gar nicht so aus, als sei es ihm damit wirklich ernst. Schon, daß sich die Zentrumspresse zwei Jahre lang Zeit genommen hat, ehe sie den Fall Sambeth an die Oeffentlichkeit brachte, stimmt bedenklich. Denn die Kabinettsorder des Kaisers, über die sich Herr Erzberger gestern so gewaltig erregte, daß er sogar den Ausdruck „Schmach" auf sie anzuwenden sich bemüßigt fand — nach der „Germania" soll er allerdings nur von einem „Schlag" gesprochen haben, aber der Kriegsminister hat offenbar ebenso wie die Journalisten auf der Tribüne „Schmach" verstanden — diese Kabinettsorder ist bereits unter dem 14. April 1910 ergangen, und Herr Sambeth hat schon am 29. Mai 1910 seinen Abschied als Sanitätsoffizier erhalten. Es handelt sich also bei Herrn Erzberger um eine auf Flaschen gezogene Entrüstung, und man darf wohl auch von der sittlichen Entrüstung sagen, was Goethe von der Begeisterung sagt: Sie ist keine Heeringsware, die man einpökelt auf einige Jahre.

Anscheinend hat das Zentrum vor zwei Jahren, als es sich wieder in die Stellung einer regierenden Partei hineinzuarbeiten versuchte, kein Bedürfnis empfunden, sich bei solchen Bestrebungen mit dem Fall Sambeth Schwierigkeiten zu machen. Jetzt aber, wo es selbst einigermaßen in den Verdacht geraten ist, in Sachen des Jesuitengesetzes sehr willkürlich mit dem Reichsrecht umzuspringen, und wo es dank der famosen Bethmannschen Taktik, die nun einmal alles mit den „bürgerlichen Parteien" machen will, sich unentbehrlich weiß, jetzt rückt es mit dem Fall Sambeth heraus. „Hauet du meine Jesuiten, haue ich deine Wehrvorlagen"; das ist offenbar der tiefere Sinn dieser von Herrn Erzberger eingeleiteten Aktion, und es muß in diesem Zusammenhang darauf hingewiesen werden, daß auch in der Zentrumspresse sofort die Parallele mit dem Jesuitenerlaß der bayerischen Regierung gezogen wurde. Als wir uns freilich erlaubten, auf den Fall Czerny hinzuweisen, in dem sich gerade die Zentrumspresse so ruppig als irgend möglich benommen hatte, da hieß es aus dem ultramontanen Blätterwalde heraus: Ja, Bauer, das ist ganz was anderes. Wir verstehen diese Vorkämpfer „für Freiheit und Recht" wohl nicht falsch, wenn wir annehmen, daß sie früher wie künftig bereit sind, auch die größten Kamele zu verschlucken, sofern man ihnen nur einen kleinen Verstoß gegen die Reichseinheit nicht weiter übelnimmt.

Weil im Grunde Zentrum und Regierung Mitschuldige sind, die sich gegenseitig viel zu vergeben haben, deshalb ist auch nicht anzunehmen, daß der gestrige Konflikt weitere Konsequenzen nach sich ziehen wird. Das Zentrum wird irgendeine Entschädigung erhalten, und es wird dann trotz des Falles Sambeth und der Duellauffassung des Offizierkorps beide Augen zudrücken. Dadurch wird sich natürlich der entschiedene Liberalismus nicht abhalten lassen, seinen Kampf gegen das Duell in der Armee wie gegen alle Versuche, dem Offizierkorps eine Sonderstellung im Staat einzuräumen, fortzuführen, so lange, bis das Ideal des Volksheeres, das heute noch völlig in der Luft schwebt, zur Wirklichkeit geworden ist, so lange auch, bis die vollekonfessionelle Gleichberechtigung in der Armee durchgeführt sein wird; aber er wird sich hüten müssen, sich zum Vorspann für ultramontane Sonderwünsche benutzen zu lassen, in der Ueberzeugung, daß das Zentrum für die römische Kirche genau so den Rang eines „Staates im Staate" beanspruchst, wie es die heutigen Machthaber für das Offizierkorps fordern.

Die Zeugenaussagen zur „Titanic"-Katastrophe.

Von

Philipp Heineken,

Generaldirektor des „Norddeutschen Lloyd".

Der Leiter des „Norddeutschen Lloyd" sendet uns die nachstehenden Ausführungen, denen wir — da sie von so hervorragender Seite kommen — gern Raum geben.

Die Redaktion.

Die Erörterungen über das beklagenswerte Unglück des Dampfers „Titanic" füllen noch täglich die Spalten der Zeitungen und beschäftigen im In- und Auslande im gleichen Maße die weitesten Kreise der Bevölkerung. Daraus geht am klarsten hervor, welchen gewaltigen Eindruck die Katastrophe in aller Welt hervorgerufen hat und angesichts so vieler Opfer an Menschenleben und materiellen Werten aus erklärlichen Gründen hervorrufen mußte. Neben den vielen Mitteilungen über Aussagen einzelner geretteter Passagiere setzt nunmehr auch die Kritik ein, der eine gewisse Berechtigung nicht abzusprechen ist, solange es sich darum handelt, wirklich vorhandene und erwiesene Mißstände zu erörtern. Es muß indessen doch darauf hingewiesen werden, daß es nicht angängig ist, über Vorgänge leichthin zu urteilen, zumal auf Grund von Darstellungen, die von Beteiligten herrühren und meistens geschildert sind in einem Augenblick, in dem die Betreffenden noch unter dem gewaltigen Eindruck der Katastrophe standen. Die Erfahrung lehrt es immer wieder, daß die Vorstellung von eindrucksvollen Ereignissen leicht verwischt wird, daß fast jeder der Mitbetroffenen die Vorgänge anders darstellt, und der einzelne in solchen Fällen leicht geneigt ist, zumal wenn er sich, wie hier, in einer ihm absolut fremden Umgebung befindet und besondere Verhältnisse mitspielen, vielleicht auch rein psychologische Momente ihn veranlassen, die Vorgänge in krasseren Farben zu schildern, als sie sich in der Wirklichkeit abgespielt haben. Es ist eine bedauerliche Tatsache, daß derartige Mitteilungen nur zu oft wahl- und kritiklos der Oeffentlichkeit übergeben werden, und andererseits auch, daß das große Publikum leicht dazu neigt, alles Gedruckte als die reine Wahrheit anzusehen.

Es kann nicht geleugnet werden, daß gerade bei diesem Ereignis Nachrichten über den Ozean zu uns gekommen sind, so unglaubwürdig und widerspruchsvoll, wie wohl selten vorher. Es erscheint uns deshalb angebracht, darauf hinzuweisen, daß namentlich die unverbürgten Aussagen einzelner Passagiere durchaus subjektiven Charakter tragen und zum mindesten nicht dazu angetan sind, ein Urteil über die Schiffsführung, über die Schiffsausrüstung sowie über die Zweckmäßigkeit der Maßnahmen im Augenblick der höchsten Gefahr zu rechtfertigen. Die Vereinigten Staaten von Amerika haben die Untersuchung des tieftraurigen Unglücks aufgenommen. Die englischen Gerichte werden sich später damit zu befassen haben, und erst dann, wenn auf gerichtlichem Wege Klarheit geschaffen und das Für und Wider der aufgestellten Behauptungen und Verdächtigungen eingehend vor Sachverständigen erörtert ist, wird ein abschließendes Urteil über die Vorgänge auf dem Atlantik möglich sein. Wir halten es für unsere Pflicht, gerade jetzt auf diesen doch immerhin wichtigen Umstand hinzuweisen und die Gelegenheit zu benutzen, an die Presse, die ernst genommen sein will, die dringende Mahnung zu richten, nicht voreilig ein Urteil über Vorgänge abzugeben, die, wie schon von Staatssekretär Dr. Delbrück im Reichstag hervorgehoben wurde, noch nicht in ihren Einzelheiten geklärt sind, zumal durch eine unfruchtbare Kritik die Verhältnisse nicht gebessert werden, sondern höchstens nur unnötige Erregung in weitesten Schichten der Bevölkerung erzeugt werden kann, die weder im nationalen noch im Interesse der gesamten Seeschiffahrt gelegen ist.

Anwandlungen.

Von [Nachdruck verboten.]

Victor Auburtin.

Paris, im April.

Ob man hier in Paris so eine Art von Heimweh nach Deutschem fühlt? Nicht allzu oft, doch kommt es vor und kann nicht geleugnet werden. Aber es ist eine sonderbare und vielleicht etwas trügerische Art von Heimweh, die es nicht ehrlich um uns meint.

Nach Berlin und im besonderen nach dem Bayerischen Viertel in Wilmersdorf ist das Heimweh nicht stark. Auch nach den elektrischen Straßenbahnen, den Bierrestaurants mit Goldmosaik und dem Lunapark sehnt man sich weniger heftig. Aber nach alten Forstarbeitern mit der langen Tabakspfeife im Munde sehnt man sich. Nach der eingeschneiten Winternacht, wo man am Ofen Mommsens Römische Geschichte las. Nach dem reinen Tisch des Horatius W. v. Goethe in Weimar an der Frauenthorstraße. Auch nach jenem Pfingstmorgen, an dem du zum ersten Male durch den hallenden Wald zur Wartburg aufgestiegen bist.

Kurz und gut: nicht nach dem heutigen Deutschland der Reserveoffiziere und der sonstigen Errungenschaften, sondern nach dem früheren Deutschland, das jetzt, Gott sei Dank, allmählich abgetragen wird.

Und wem — selten genug — solche Anwandlungen kommen, der möchte sich auf den Tuilerienplatz stellen und dieser herrlichen Stadt dumm und undankbar folgende Ansprache halten: „Du Stadt der Triumphbögen und der Kaisergräber, der Reliquienschreine, der alten Bücher und der nackten Frauentänze in der Nacht; du Stadt, die alles gibt, ich habe Heimweh nach einem Hahnenschrei."

*

Die Pariserin ist achtundzwanzig Jahre alt, sie ist schlank und trägt einen Schleier mit violetten Flecken darauf.

Aus gewissen Gründen der Wahrscheinlichkeit ist ja anzunehmen, daß es Pariserinnen auch von etwa neunzehn oder von vierunddreißig Jahren geben dürfte. Aber diese Jahrgänge kommen in keiner Weise in Betracht. Die Pariserin, so wie sie sein soll, ist achtundzwanzig Jahre alt; sie muß geschminkt sein und räthelhaft und eine leichte Ueberreife haben, wie sie gewissen edlen Trauben gut ist. Und sie kennt die Sünde, sonst wollen wir nichts von ihr wissen.

So gestaltet geht sie des Abends über die Place Vendôme, wenn die ersten Lichter der beginnenden Nacht rot und bronzen aufleuchten. Und wenn sie an dir vorbeikommt, erschrickst du, denn sie hat dich angesehen. Und noch eine Stunde später fühlst du das Schwert dieses Blicks in deinen Eingeweiden.

*

Das ist die Kirche Saint Eustache an den großen Markthallen. Schwarz und schwer ragt sie auf und predigt streng von Entsagung und von der Abtötung des Fleisches.

Mit großem Geschrei sind die Markthändler um sie her und besorgen alles, was man so zum täglichen Leben braucht. Kalbskeulen und halbe Ochsen, Schinken aus Rheims und aus Bayonne, schwarze Blutwürste aus Arles, weiße Würste aus Cambray und große Mulden mit Kalbaunen. Berge von Spargel, Hügel von Champignons; Hummern, Langusten, Schnecken, Frösche, Seelspinnen, Rochen und Polypen. Auch Seeigel kann der Mensch essen, man schneidet sie rund mit der Schere auf und löffelt die gelben Eierstöcke heraus.

Im Innern der Kirche kreuzen sich die hohen Bögen in der Einsamkeit, und in der Tiefe flimmern die Lichter der Kapellen. Der Organist prüft sein Instrument, und große Tubatöne wie vom jüngsten Tage gehen durch die Gewölbe von der Orgel her, auf der einst der Abbé F. Liszt gespielt hat. Wer denkt die Widersprüche alle aus; wer denkt es je zu Ende?

Ein junges Mädchen, ohne Hut, schwarzen Haares, kommt vom Markte in die Kirche hinein, um ein nötiges Gebet zu verrichten. In einem Netze trägt sie einen großen, lebenden Fisch. Sie kniet vor dem Altar der Jungfrau Maria hin, legt das Netz mit dem Fische auf die Erde und betet lange und innig. Neben ihr auf den Fliesen windet und quält sich das Fischwesen in der Stille.

Dann steht sie auf, wirft noch einen dankbaren Blick hinauf zu der Allerbarmherzigsten und geht fromm und gütig mit ihrem Fisch hinaus. Den wird sie jetzt zu Hause mit dem Stahlmesser aufschneiden und ihm bei lebendigem Leibe die Gedärme herausreißen.

*

Ich sehe nicht ein, warum ich nicht etwas über den Stein sagen soll, aus dem die Stadt Paris gebaut ist. Das schönste an dieser Stadt ist der Stein, aus dem sie gebaut ist. Es ist ein weicher, mürber Kalkstein von bimssteinartiger Farbe, der an der Oberfläche schnell verwittert. Er nimmt die Lichtspiele des Tages leise auf und gibt sie leise wieder. Es gibt keine grellen Reflexe hier und keine scharfen Kanten, und diesem Steine ist es zu verdanken, daß Paris, von der Höhe eines Turmes gesehen, so sammetartig erscheint und von solcher Sanftheit in seiner Größe.

Dieser Stein ist nur in seiner großen Masse fest, das einzelne Stück ist locker wie Sand; wenn man an einem Bauwerk mit dem Fingernagel kratzt, gibt es gleich einen mehligen Staub. Ich mache mich antheischig, die Notredame zwischen zwei Fingern zu zerreiben, wenn man mir nur die genügende Zeit läßt, und wenn mir die Sache nicht zu langweilig wird.

Merkwürdig ist, daß überall in diesem Stein zierliche, kleine Schnecken versteinert sitzen. Sie sitzen bald einzeln, bald zu kleinen Konventikeln vereinigt und sind unbeachtet eine tote Millionenbevölkerung der merkwürdigen Stadt. Ueberall sind sie zu sehen: in den hohen Säulen des Palastes und in den Stufen der Treppe, über die man zu Mademoiselle Germaine hinaufsteigt, um eine Tasse Tee zu trinken.

*

Die Nachricht, daß bei Versailles schon wieder einmal ein Satyr sein Unwesen treibe, wird bis nach Berlin gedrungen sein. Aus bester Quelle kann ich versichern, daß die Geschichte ziemlich harmlos ist, und zwar deshalb, weil ich selbst dieser Satyr sein dürfte. Und das geschah so.

Als ich dieser Tage von Versailles mit der Eisenbahn nach Hause fuhr, spürte ich während der Fahrt irgendwie ein Magenbeschwerden. Beunruhigt darüber, was das wohl sein möge, beschloß ich, meine Zunge zu besehen, ob sie belegt sei. Ich war allein in dem Abteil, und wie ich mich umsah, bemerkte ich, daß in die Wand des Coupés ein kleiner Spiegel eingelassen war. An diesen Spiegel trat ich heran und streckte meine Zunge so weit heraus, wie nur irgend möglich. Und erst als ich sie heraus hatte, entdeckte ich, daß das gar kein Spiegel sei, sondern eine kleine Fensterscheibe, durch die man in das andere Abteil sehen konnte. Und durch die Scheibe sah ich, wie in dem anderen Abteil zwei weißgekleidete kleine Mädchen saßen, die mich mit allen Zeichen des äußersten Entsetzens anblickten. Gelähmt vor Schreck, konnte ich zuerst die Zunge gar nicht wieder herein bekommen. Dann fuhr ich zurück und bin an der nächsten Station noch während des Fahrens aus dem Zug gesprungen und in die Felder entkommen.

Am Abend verkündeten die Pariser Zeitungen, daß auf der Bahn Paris-Versailles schon wieder einmal ein Satyr sein Wesen treibe und alleinreisende junge Mädchen auf das schmachvollste belästige. Der Vorfall machte mir zuerst einige Sorge; aber als ich las, daß die Polizei das genaue Signalement des Unholds habe und dicht auf seinen Fersen sei, beruhigte ich mich wieder.